

(Nachdruck verboten.)

181

Unter Wolken.

Roman von Kurt Bram.

Als Marie geendet, überlegte er einen Augenblick und sagte dann: „Siehst du, Marie, da stehst du schon mitten in den Verfolgungen der Welt. Ich hab' der's gleich gesagt, daß die nit ausbleiben würden, denn weil ihr nicht von der Welt seid, haßt euch die Welt, sagt der Herr. Davon spürst du nu de Anfang.“

Säger feußte ein wenig. „Ich hätt' der recht gewünscht, daß es noch e Weil gedauert hätt, bis de's durchmache mußt, denn es thut leicht der Freudigkeit un erste Liebe Abbruch. Nu is es aber geschweh'n, der Anfang is gemacht; un wie ich die Welt kenne, wird's auch noch nit das Ende der Verfolgungen sei. Daß Du dem Hagensdörfer ins Gesicht geschlage, war nit recht. Die Schrift sagt: Vergeltet nicht Böses mit Bösem. No, Du bist noch jung im Glaube. Es is der ja auch leid, da wird Der's schon vergebte wer'n, wenn De's wirklich berenst.“

„Aber daß ich den Direktor so belogen habe? Säger, Säger, was denkt Ihr davon.“

Der Bauer schwieg eine Weile. Es war eine schwierige Geschichte, daß sie so fest zu den Kameraden hielt und lieber log, als sie verriet, gefiel ihm eigentlich sehr. Aber biblisch war es gewiß nicht. Eine Lüge war's und blieb's. Er wußte wirklich nicht gleich, wie er ihr das klar machen sollte und sie doch nicht allzu sehr verlegen.

Marie Jung sah gespannt in seine Augen. Da er aber immer noch schwieg, fürchtete sie das schlimmste, und schluchzend kam es von ihren Lippen: Ist das schon die Sünde wider den heiligen Geist?!

„Aber Madä, wie kanns Du so was sage! Um Gottes wille!“ Er war ganz erschrocken. „Ich sag's ja, Du bist noch recht jung und unbeholfen im Glauben. Es fehlt Dir noch sehr an der rechte Erkenntnis, sonst würd'st Du sowas nit sage. Nei, nei, Madä, so schlimm is es doch nit!“

Jetzt stoffen der Marie die Thränen reichlich. Sie hatte sich auch seit gestern nacht gar zu sehr plagen müssen mit ihren Gedanken. Nun mußte sie sich erst einmal ausweinen.

Säger ließ sie gewähren, aber sein Blick ruhte freundlich auf der Weinenden. So war's recht. Es würde schon alles wieder gut werden.

Als sie sich erholt, berichtete sie ihm, [daß sogar die Frauen, die in die Gemeinschaft gingen, sie gescholten, ohne überhaupt erst auch nur einmal zu fragen, ob es denn auch wahr, was über sie gesagt worden. Das hatte sie schwer gekränkt.

Wilhelm Säger lächelte, fast ein wenig humoristisch. „Ja, die Weibskent. Umsonst heißt's nit bei Jakobus: Alle Natur der Tiere un der Vögel un der Meerwunder werden gezähmet, aber die Junge kann kein Mensch zähmen, das unruhige Uebel voll tödlichen Gifts. Un nu gar Weiberzunge!“ Er wollte schon mit ihnen reden, da solle sie ohne Sorgen sein. Und zwar über dies Wort aus dem Jakobusbrief, und das kräftig.

„Is Der's nit schon wieder besser?“ Marie nickte zustimmend. „Siehst Du, ich wußt's ja. Un wann Du zu Haus noch recht beßt, kommst's schon in die Reih. Wir haben einen Gott, der Sünden vergiebt und einen Herrn, Herrn, der vom Tode errettet. Ja, ja, Madä.“

Marie Jung ging wirklich recht getröstet von dannen und guten Muts für etwaige, neue Angriffe. —

Otto saß immer noch mühsam am Schreibtisch seines Comptoirs.

Es regnete so beharrlich aus den Wolken, die immer mehr zu einem Grau zusammenstießen. Sie überstürzten sich nicht. Sie hatten ja Zeit. Aber sie sparten auch nicht mit dem Wasser. Es war ja genug da.

O, er kannte das! Tage würde das so weiter gehen, vielleicht Wochen. Ab und zu einmal eine kleine Pause, ein kurzes Atemholen, dann ging es von vorne an mit neugestärkten Kräften. So war das jedes Jahr um diese Zeit. Schließlich fühlte man sich gar nicht mehr als Mensch. Man wurde wie ein Frosch im Sumpf.

Er sah auf den Hof. Da stand schon die Brüche, die bald allmächtig sein würde in der ganzen Gegend und alles überkleistern. Rote Eisensteinfarbe und schwarze Rußfarbe lieblich gemischt.

Mitten in der Brüche hockten draußen auf dem Hof ein paar Arbeiterkinder, legten Gräben an, zogen Kanäle und bauten Wälle, dahinter Teiche entstanden, auf denen Papierschiffe prächtig schwimmen konnten.

Wie die Kinder jetzt schon aussahen! Psui Teufel! Dabei lachten die Wangen äußerst vergnügt.

Das ärgerte ihn. Er riß das Fenster auf. „Wollt Ihr machen, daß Ihr fortkommt, Ihr Schweinigel!“

Erschrocken standen die Kinder. Einige steckten unwillkürlich die schmutzigen Finger in die schmutzigen Mäuler. Plötzlich machten sie alle kehrt und liefen fort.

Hätte sie auch gewähren lassen können, schalt er sich. Ist doch ein herzlich harmloses Vergnügen, und ein reinlicheres giebt's ja nun hier nicht.

Nun waren sie weg. Auch gut. Was sollte er sich über ihr Vergnügtsein ärgern. Wofür war er der Herr!

Als er nochmals zum Fenster hinaussah, bemerkte er Magda und Doktor Schäfer.

Was soll denn das? dachte er erstaunt, denn er war nicht gewöhnt, Magda hier zu sehen. Das wird der Federfuchser veranlaßt haben.

Nun lachte er laut über Schäfer, wie er sich bemühte, nicht in Pflügen zu geraten.

Magda hatte sich mit dem Schuhwerk vorgeesehen, Schäfer aber nicht. Seine Füße steckten in den feinsten Großstadtschühchen. Daß es auch so viel Schmutz auf so wenig Platz gab! Daß diese schwarzbraune Brüche auch immer grade da war, wo er hintraten wollte!

Er merkte, daß Magda ein wenig die Nase rümpfte über seine Sorge, nasse Füße zu bekommen. Da patzte er ärgerlich drauflos, wo es auch hinkam.

Er sah denn auch hinreichend beschmutzt aus, als sie in das Comptoir traten.

„Schon aufgestanden?“

„Erlaube, ich bin schon längst auf.“

„Vor 'ner Stunde war noch nichts davon zu merken.“

„Da war ich lange auf. Ich dachte über meinen Roman nach. Was geht so fein, wenn's draußen langsam regnet, das wirkt wie ein stimulierendes Kraut auf mein Hirn. In Berlin merkt man vor lauter Straßelärm von solchem Regen überhaupt nichts. Wie köstlich das hier ist, dies friedliche, stille Geriesel.“

„Bist Du toll?! Gräßlich ist's,“ fuhr Otto auf.

„So dies sanfte, leise, einschmeichelnde Rieseln...“

„Ach was, es tratscht! Sei nur erst acht Tage hier, dann vergeht Dir das Rieseln, dann tratscht's auch nach Deiner Meinung ganz elend und niedeträchtig.“

Magda fiel ein, daß die Herren nicht noch mehr aneinander gerieten; was eine ganz unnötige Sorge war, denn jeder dachte vom andren nur höchst befriedigt das eine: Gsel!

„Herr Doktor Schäfer wollte Dich gern einmal fragen, Otto, über hiesige sociale Verhältnisse.“

„Ja, ich habe gar keine Ruhe. Ich fühle, diesmal wird's was!“

„Da er sich nicht allein hierher finden konnte, begleitete ich ihn.“ Sie wußte, daß es ihr Mann nicht gern hatte, wenn sie hierher kam. Frauen gehören nicht in Schmutz und Arbeitslärm, hieß Ottos Spruch.

„Dann seht Euch, bitte, so gut es geht,“ meinte der Hausherr und deutete auf ein schon ziemlich defektes Sofa, auf dem Magda und Schäfer Platz nahmen.

„Stör' ich Dich auch nicht in der Arbeit?“

„Durchaus nicht. Es macht mir sogar Spaß, zu sehen, was eigentlich so 'nen Schriftsteller interessiert.“

„Alles, alles!“ Schäfer zog sein Notizbuch. „Sie gestalten doch, gnädige Frau?“

„Aber gewiß. Auch nicht interessiert das sehr!“

„Da hamstest Du wohl alles ein?“

„Freilich.“

„Ist ja ganz gefährlich. Da muß man auf der Hut sein!“

„Nur ja nicht! Das verdürbe ja alles. Gab' nur keine Angst.“

„Gab' ich auch nicht, mein Lieber,“ kam es etwas spöttisch aus Ottos Mund.

„Gehen wir also möglichst systematisch vor. Wie viel Arbeiter hast Du?“

„Etwa sechshundert.“

„Alle von hier?“

„Nein. Aber meistens. Die andern aus den umliegenden Dörfern.“

„So von weit her, aus Städten also keine?“

„Ein, zwei, mehr nicht.“

„Das ist mir sehr wichtig, paßt ausgezeichnet in meinen Plan. Und wie alt sind die meisten so ungefähr?“

„Zwischen vierzehn und sechzig. Auch noch älter. Manchmal manche auch noch nicht vierzehn.“

„Und was verdienen die durchschnittlich?“

„Hör' mal, Du bist aber wirklich etwas zudringlich,“ scherzte Otto.

„Gar nicht. Bitte, meine das doch nicht. Nur weißt Du, vorläufig bekomme ich durch diese Zahlen ein ungefähres Bild vom Milieu.“

„Jedenfalls bist' ich mir aus, daß Du keine Namen nennst, wenn Du solche Sachen verarbeitest.“

„Versprech' ich Dir gern. Also was verdienen die Leute?“

„Gewandte Arbeiter viercinhalb, fünf, auch fünfeinhalb Mark pro Tag.“

„Finde ich gar nicht wenig.“

„Ich auch nicht.“

„Und so'n Anfänger, was verdient der?“

„Anderthalb bis zwei Mark.“

„Das ist nicht sehr viel.“

„Mußt aber bedenken, daß es sofort angeht, wenn er aus der Schule kommt. Das ist für seine Verhältnisse, und wenn Du mal an die Studierenden denken willst, die dreißig Jahre und älter werden, bevor sie überhaupt was kriegen, gar nicht so schlecht.“

„Allerdings, das kann man sagen.“

„Außerdem mußt Du nicht vergessen, daß in einer Familie oft Vater und zwei Söhne, manchmal auch drei bei mir arbeiten, da so 'ne Familie, wenn sie sich dran hält, ganz gut neun, zehn, auch elf Mark verdient, am Ende der Woche also fünfzig, sechzig, auch fünfundsechzig Mark ins Haus kommen. Macht den Monat zweihundert bis zweihundertfünfzig Mark.“

„Das ist ja ein ganzer Haufen!“

„Das mein' ich auch.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Kastanien.

Wenn die Herbstsonne goldig durch das Geäst des Kastanienwalds strahlt, dann sieht sie wohl so freundlich und heiter drein, weil sie sich bemüht ist, an dem kräftigen breitkronigen Baume ein schönes Stück Arbeit geleistet zu haben.

Schön und gut. Verbindet doch seine Frucht, die Kastanie, das sättigende Stärkemehl der Kartoffel mit dem Eiweiß- und Zuckergehalt der Mandel! Durch die stachelige grüne Hülle, zu der die glänzenden braunen Schalen einen wirkungsvollen Kontrast bilden, erwirbt sich die Kastanie einen hervorragenden Platz unter den Dekorationsfrüchten des Spätherbstes.

Ursprünglich glaubte man irtümlich, daß die Edelkastanie von der Nohkastanie abstamme. Der alte Botaniker Matthiolius bildete die letztere zuerst im Jahre 1565 als „Castanea equina“ ab. Von da an erhielt sie den Namen „Nohkastanie“. Clusius war bekanntlich der erste, welcher einen solchen Baum aus Samen zog. Er hatte diesen von dem laizerlichen Interimtus David von Ungnad im Jahre 1576 aus Konstantinopel erhalten. Vierzig Jahre später kam die Nohkastanie von da auch nach Frankreich und nun verbreitete sie sich über ganz Europa.

Der Baum muß sich seiner Zeit vor dem Eise der Glazialperiode geflüchtet haben, denn aus den Petrefakten geht hervor, daß er schon zur Tertiärzeit in Europa heimisch war. Die heutigen Botaniker sehen in ihm nicht die Stammform der edlen Kastanie, sondern weisen die letztere einer ganz andren Gattung zu, weshalb sie heute in der Wissenschaft den Namen „Aesculus Hippocastanum“ führt.

Ob Lucullus den Gipfel der Gourmandise erstiegen und die Kastanienpüree gesamt hat, ist nicht sicher gestellt. Virgil jedoch mag die Kastanienpüree besser gemundet haben als unsren Ohnmastisten seine Aeneide. Er spricht nämlich von castanae molles. Unfre Frucht ist die Nachfolgerin des edlen Weins unter den Gaben des

Herbstes, denn kaum ist die köstliche, saftige Beere der Rebe in den Bottich des Wingers gerollt, wird schon der Koch hervorgeholt, in dem die mehlig und schmackhafte Frucht des edlen Kastanienbaums eingeheimt werden soll.

Sie kommt dann auch bald zur Geltung. Namentlich als „Maron glacée“ in Frankreich. Hundert Hände sind da um sie bemüht. Immer von neuem wird sie in den dicken Zuckersaft eingebettet, bis sie ganz von ihm durchzogen ist. Dann ist sie würdig, den Neujahrsgratulant auf seinem Besuche zu begleiten.

Es giebt gar manche Träger dieser Frucht, welche sich einer Berühmtheit erfreuen. So findet sich einer der ältesten Kastanienbäume in Deutschland am Fuße des Donnersbergs in der Rhein-Pfalz. Wenn man bei der Station Kirchheimbolanden die Eisenbahn verläßt, sagt Dr. S. Koedel, so führt die Landstraße den Wanderer in zwei Stunden dem Dorfe Dammensfels zu. Je näher man demselben kommt, um so eigenartiger wird der Weg; bald enger, bald weitaufiger gestellt, erheben sich mächtige Edelkastanien, „Kästen“, wie sie das Volk nennt, deren Stämme drei, vier, ja fünf Meter im Umfange messen. Inmitten des Dorfs erhebt sich die größte, die auf einer Seite des Stammes viel höher vom Erdreiche umgeben ist, weil sie an einer Böschung steht. Höher hat die Zeit den Baum nicht gemacht; im Jahre 1875 erreichte er eine Höhe von ca. 18 Meter, aber um so kräftiger hat sich sein Stamm entwickelt.

Der schönste Kastanienbaum Frankreichs, aus dessen Centrum „Maroni“ von besonderer Größe herkommen, befindet sich 2 1/2 Kilometer von Vagnères-de-Vigorie zu Medour in dem alten Kapuziner-Kloster. Seine Höhe beträgt 40 Meter, sein Stamm ist glatt und zylindrisch und steigt senkrecht aufwärts wie ein Mastbaum. Die ersten Äste entspringen 30 Meter vom Boden und ein kleiner, kegelförmiger Wipfel setzt dem Ganzen noch 10 Meter Höhe zu. Bei einem Meter über dem Boden hat er einen Umfang von 4 Meter 30 Centimeter. Er ist von den Kapuzinern gepflanzt, deren Klostergründung weit hinter das 16. Jahrhundert zurück datiert.

Auch sonst kennt man in Frankreich noch einige Kastanienbäume von riesigen Verhältnissen. Einen solchen findet man bei Sancerre im Departement du Cher, von 10 Meter im Umfange, wobei er — man schätzt sein Alter auf tausend Jahre — doch noch Früchte trägt.

Auf Madeira befindet sich ein weiterer Riese dieser Art, in der Umgebung von Achado, 23 Kilometer von Funchal. Die Höhe desselben erreicht fast 50 Meter, und ein Meter über dem Boden hat sein Stamm einen Umfang von 11 Meter 60 Centimeter. In seiner Mitte hat man eine Kammer und an seiner Südseite ein Fenster im Stamm angebracht.

Der Goliath und gleichzeitig der Methusalem unter den Kastanienbäumen ist derjenige am Aetna, welcher den Namen „Castagno di cento cavalli“ führt. Welches Alter dieser Baum zählen mag, ist wohl schwer anzugeben, nimmt man aber an, daß die jährliche Stammeszunahme eine östreichische Linie (1") beträgt, so würde dessen Lebensdauer zwischen 3600 bis 4000 Jahren variieren. In Sizilien, wo die Kastanie häufig vorkommt, sind einzelne Exemplare von 18 Meter Stammumfang bekannt.

Im Anlegen schattiger Kastanienwälder, wie solche in Spanien, Frankreich, Italien und einigen südlichen Gegenden Oestreichs vorkommen, hat der Mensch einen Gehilfen in Gestalt des Kuckhäfers (*Garrulus glandarius*). Der Vogel verfährt mit diesen Früchten gerade so wie mit den Eicheln; er vericharrt sie nämlich in den Boden, um sie gelegentlich während des Winters hervorzuholen und zu verpeifen. Die nicht diesem Zwecke zugeführten Kastanien beginnen schon im Frühjahr zu keimen.

Wie bei der Eiche, so geht es auch hier in den ersten acht bis zehn Jahren mit dem Wachstum sehr langsam vorwärts. Die an geschicklichen Stellen stehenden Bäume sind nach weiteren fünf Jahren schon so in die Höhe geschossen, daß man ihren Stamm zu Telegraphenstangen verwenden kann. Bei zwanzig bis dreißig Jahren erlangen die jungen Bäume bereits so ansehnliche Größenverhältnisse, daß sie zu den verschiedensten Bauzwecken sich eignen. Ihre Tragfähigkeit ist jener der Eichen vollkommen gleich; umso mehr, da das Holz, obgleich mit breiten Markstrahlen versehen, physiologisch dem der Eiche nahe verwandt ist.

Unter einem gelblichen Splinte befindet sich ein bräunlicher, schön geflammt Kern. In dem letztgenannten Alter zeichnet er sich durch eine überaus leichte Spaltbarkeit aus, wodurch das Holz zur Erzeugung von schmalen, aber sehr langen Fagdanen, gespaltenen Nebpfählen und dergleichen sehr gesucht wird.

Außer der schon eingangs erwähnten Beziehung zwischen der Rebe und der Kastanie, deren Ernten fast unmittelbar aufeinander folgen, finden wir nun noch eine andre, denn sowohl Bordeaux- als auch Rheinwein fließt in Fässern, die aus Kastanienholz angefertigt sind.

Ein weiterer Zusammenhang liegt in der Sitte, die ersten Kastanien gebraten zum frischen Most zu genießen, wie dies bei den Südländern üblich ist.

Die Wälder bringt der Kastanienbaum erst im 20. Lebensjahre hervor; er gleicht hierin der Weißbuche und der Bitterpappel, während die Rotbuche und die Stieleiche erst nach 60 Jahren erblühen. —

Dr. Ludwig Karel.

Kleines Heuilleton.

e. **Humor in der Politik.** Der „Deutsch-Amerikanische Lincoln-Klub“ in Baltimore veröffentlicht zu der bevorstehenden Präsidentschaftswahl in den Vereinigten Staaten einen Aufruf an die deutsch-amerikanischen Wähler, in dem es u. a. heißt: . . . Das Volk war (1896) herzensstark geworden ob der brechenden Banken, der bankrotten Geschäftshäuser, der zunehmenden Legionen der Arbeitslosen, der Entrostungsarmee der Männer, der trostlos in Schmerz nachgrübelnden Frauen und der ebenso schwer unter der nationalen Verheerung schmachtenden Jugend. Dieser Alpdruck mußte weggeräumt werden, die Zerstörer des nationalen Glücks wurden ans politische Kreuz geschlagen, und wie ein Segen von gewaltigen Schicksalsschlägen gestaltete sich die Diplomatie unfres geehrten Präsidenten, des Herrn Mac Kinley, so daß nunmehr, wo früher Apathie und Trostlosigkeit vorherrschten, die geschäftlichen Fittiche im vollen Schwünge sind und die Geschäftshäuser wie emsige Bienen ihren Verpflichtungen ihren Kunden gegenüber nachkommen. . . Der tolle Finanzmann Bryan von 1896 ist im Jahre 1900 immer noch derselbe Saul; nicht genug und die begangenen Thorheiten ablegend, sondern noch schlimmer als damals, möchte er heute seine öffentlich verdamnten Theorien auf sophistische und cynische Art durch die Adaptionierung eines Marionettengespenstes, eines falschen, politischen Viertanzes, eines billigen, aus den Philippinen hergeschleppten Zanbertobolds, des grüseligen „Imperialismus“, verbeden und verumummen, damit das Bürgerthum durch eine beabsichtigte Nichtbeachtung seiner wahren Silberideen auf den politischen Leim gehen soll. . . Werden die Deutsch-Amerikaner sich durch einen solchen politischen Tintenfisch das Wasser trübe machen lassen? Werden sie wie der Vogel Strauß ihre Köpfe in den Sand stecken und die drohenden Gefahren ringsherum ungehört und ungerüstet überblicken oder gar nicht erblicken? Werden sie es zugeben, daß Bryan durch falsche Appelle, die wie das Weinen und Thränenvergießen von Skolodilen sich vernehmen lassen, es jemals fertig bringen sollte, das Outgeldgesetz des Volkes zu nichte zu machen? . . . Herr Schurz zeit seine öffentliche Verirrung mit andern Geistern, die auch den Zenit ihres Ruhms erreicht hatten, dann aber mit dramatischer Plögligkeit von der Höhe ihrer Bedeutung taumelten und somit ihre berufene Periode erfüllt, ihr Werk des Glanzes vollendet, allein — tragisch ist es, aber wahr — auf der grandiosen, hügeligen Tribüne des öffentlichen Lebens ihr normales Gleichgewicht, ihre logische Denkerkraft und selbst ihre treuen Verpflichtungen einer modernen Menschheit gegenüber untergraben hatten, an den Schlacken des Irrthums und den Steinen des Pessimismus stolpern und untergingen, gerade wie die brillante, allgemein gefeierte Primadonna bald arm und verlassen sein wird, wenn sie ihren größten Schatz und die Melodie ihrer Seele einbüßt. Armer, großer, gezeugter Greis, Leuchte der Vergangenheit, Tragödie der Gegenwart, Pessimist der Zukunft! Napoleon Bonaparte, Stephan Douglas, Lothar Bucher, Aaron Burr und der Genien mehr starben öffentlich gerade in jenen Momenten, wenn sie wirklich groß hätten bleiben können, allein, wie auch beim Freund des großen Kinkel, ihre Sphären waren erreicht, ihre Uhren abgelaufen, das Pendulum ihrer Thätigkeit schwang zur andern Seite und, dem zeitgeistigen Strome nicht Rechnung tragend, wurden sie in die Tiefe öffentlicher Verleerung geschleift, während das Welt-Theater mit einem Bühnenhelden besetzt wurde. . . Es sieht deshalb wie eine billige, jedoch sehr gemeine Münchhausensche Fabel aus, der republikanischen Partei die Trushydra ins Bett legen zu wollen. . . Wenn Bryan ein solch fulminanter Knappe der abstrakten Freiheitsidee sein will, müßte er unter die noch existierenden Reste der Sioux- oder der Cherokee-Indianer gehen, denn auch diese einstmal so mächtigen Auswüchse der Wildheit des menschlichen Geschlechts konnten den Feuerjungen der alles beledenden Kultur nicht widerstehen und wurden demgemäß ohne ihre gegebene Einwilligung von dem Civilisationsgeist vernichtet. . . Mac Kinley läßt sich nicht von Fanatikern bewegen, seine Ueberzeugung zur Begünstigung vernünftiger Handhabung von Ez- und Trunkbaugemeinschaft in gesellschaftlicher Beziehung zu opfern. Gerade durch diese lähne Haltung beugte der geistreiche Mann andernfalls eingetretenen Ausschweifungen vor, verbotene Trunksucht und Schlemmerei, indem er das Trinken von Stimulanten unter militärische Augenaufsicht stellte und das Motto zur praktischen Geltung kommen ließ: „Mäßig genießen könnt ihr, aber Betrinken sollt ihr euch nicht.“ . . .

ek. **Von dem Treiben betrügerischer Theateragenten in London,** denen viele Anfänger zum Opfer fallen, entwirft ein dortiges Blatt eine bemerkenswerte Schilderung. Natürlich lockt der glänzende Schein der Theaterwelt einen nie endenden Strom von jungen Leuten an, die einer Anzahl Schwindler als leichte Beute in die Hände fallen. Da hat z. B. eine vielversprechende Annonce in den Zeitungen gestanden. Zu dem „Agenten“, der sie aufgegeben hat, kommt ein großes, schlankes, gut aussehendes Mädchen. Sie war Konfektionerin in einem Mantelgeschäft des Westens; sie hat gehört, wie leicht man Schauspielerin werden kann, und nun träumt sie nur noch von ersten Rollen, wie ihre Photographie überall ausgestellt wird, und alle Zeitungen ihren Namen bringen werden. Für 400 oder 1000 M. Lehrgeld erböte sich der Mann, ihr einige passende Rollen beizubringen und ihr ein Engagement zu verschaffen, wenn sie dieselben spielen kann. Entweder bringen Freunde das Geld auf oder sie gibt eine Lebensversicherung und ist nun gefangen. Sie lernt die Julia, Ophelia, Desdemona und viele andre

Rollen, wenn sie beharrlich ist; sie lernt, daß ihr der Kopf raucht, aber sie wird niemals jenen Grad der Tauglichkeit erlangen, den der Mann, der ihr Lehrgeld hat, für erforderlich hält. Das Geiz kann hier gar nicht eingreifen, denn der Mann sagt, er könne keine Schauspielerin machen und er wäre bereit, ihr eine Stellung zu verschaffen, sobald sie so weit sei. Ein anderer Typus ist etwa ein Dienstmädchen von anmutiger Erscheinung, mit sechsjährigen Ersparnissen, brennendem Ehrgeiz und ausgeprägter Unfähigkeit, ein korrektes Englisch zu sprechen. Sie wendet sich an einen freudlichen Herrn, der Anfängerinnen sucht, und erfährt, er wolle die „Lady Burglar“-Gesellschaft in der nächsten Woche in Birmingham spielen lassen; er habe für sie noch die Bagenrolle für eine Kleinigkeit, für 210 M., zu vergeben. Zwei Wochen Gehalt bringen das wieder ein,“ meint er; aber das Mädchen schwankt. Fast ein ganzes Jahresgehalt hinzugeben. . . . Sie tragen gelbbraune Trilots, Schmalkenschuhe, ein rotes Wams, eine schöne Vodenperriede und haben auch etwas zu sprechen.“ Aber erst ein „Hermelinmantel“, den sie im zweiten Akt tragen soll, und den er ihr zur Probe umlegt, bestiegt ihre Bedenken. Sie übergibt ihm ihre Ersparnisse, und da sie unvorsichtigerweise erzählt, daß diese noch nicht erschöpft sind, erinnert er sie daran, daß sie noch einige Kleinigkeiten kaufen und ein oder zwei Schritttänze lernen muß. Er giebt ihr eine Adresse, sie begiebt sich sofort dahin und bezahlt den Rest ihres Ersparten, und das ist das Letzte, was sie oder überhaupt jemand je von der „Lady Burglar“-Gesellschaft hört; denn diese existiert überhaupt nicht. In andern Fällen werden die Touren wirklich geplant, aber die Unternehmer haben nicht genug Kapital, um die Bagen der ersten Woche zu bezahlen. Viele haben eine Gesellschaft auf solcher Grundlage engagiert und auch beabsichtigt, ehrlich zu sein, mußten dann aber eine ganze Gesellschaft Hunderte von Meilen von der Heimat entfernt im Stich lassen. Umgekehrt giebt es auch Schwindler, die mit Gesellschaften in der Absicht herumreisen, mit dem Geld durchzubrennen; sie fanden das Geschäft aber so gut, daß es lohnender war, ehrlich zu bleiben. Auch die Agenten sind vielfach Schwindler. Ein junger Mann bekommt plötzlich die Idee, daß seine Stimme ihn zu glanzvollem Auftreten auf der Bühne einer Singpielhalle befähige. Er wendet sich an einen strapellosen Agenten und bezahlt die geforderten Gebühren. Der Agent weist ihn an einen Mann, der ihn vier gute Lieder für einige Hundert Mark, und an einen andern, der ihn einen Tanz für das ihm noch übrig bleibende Geld lehren wird. Wenn alles bezahlt ist, findet der Agent eine Gelegenheit zu einmaligem Auftreten für ihn in irgend einem obskuren Lokal und damit endet dann seine Bühnenlaufbahn, wenn der Uebelberathene sich nicht noch zum zweitenmal an einen andern, ebenso gewissenhaften Agenten wendet. —

Theater.

Secessionsbühne. Der Thor und der Tod. Hokenjos. — Der Abend brachte einen ganzen und einen halben Mißerfolg. Den ganzen besorgte Herr von Hofmannsthal, dessen kleine Künste durch die Reklame einer gefälligen Clique in weiteren Kreisen bekannt geworden sind. „Der Thor und der Tod“ ist das langweiligste, was ich seit langem auf der Bühne gesehen habe. Das Motiv hat der moderne Herr Hofmannsthal dem vielleicht altmodischen, aber immer noch lesenswerten Faust nachempfunden. Es ist erfreulich, daß die ganz Originellen in dieser Weise dem Genus der Klassiker huldigen. Es ist zudem auch nützlich; das Motiv ist schließlich noch das beste an dem matten Stück. Es handelt sich — wenn mein armer Verstand ausreicht, die Tiefe dieses Modejünglings zu ergünden — um einen Menschen, den über Denken und Grübeln das Leben entglitten ist. Schließlich erscheint ihm der Tod, hält eine Standrede, die er durch Geistererscheinungen illustriert und nimmt ihn dann mit in das dunkle Reich, in dem glücklicherweise auch die Symbolisten schweigen müssen. Möglich, daß bei der Reklame dieser Vers oder jene Schilderung einen gewissen Reiz haben würde. Gewiß aber, daß das Ganze im Theater schal und matt wirkt. Die mystische Vermummung reizt zum erbarmungslosen Hohn. Herr Hofmannsthal ist genau so wenig mystisch wie das Einmaleins. Sein Stück ist regelrecht nachempfunden und laßt und nüchtern arrangiert. Die Mystik besorgt der Theatermeister, der mit allerlei interessanten Beleuchtungseffekten operiert.

Den Beschluß bildete Wasseremanns burleske Posse „Hokenjos“, die im ersten Akt fröhlichen Beifall fand, um dann im letzten in allzu schalem Späß zu verfallen. Wasseremann hat sich auf einem andern künstlerischen Gebiet einen geachteten Namen gemacht. Er hat vielleicht auch das Zeug, übermäßige Schwänke im Stil des „Simplicissimus“ zu schreiben. In diesem Fall ist es ihm leider nur halb gelungen. Er wollte die moderne Denkmalsucht geißeln, indem er einen Bürgermeister zeigte, der einem verbummelten und endlich selig verstorbenen Maler ein Denkmal setzt, um zu einem Orden zu gelangen. Schließlich stellt sich heraus, daß der Maler zwar noch immer verbummelt, aber ganz und gar nicht — wie man glaubte — in der Fremde verstorben ist. Gerade bei der Katastrophe, wo der Witz am notwendigsten war, geht er dem Verfasser aus. So verwandelte sich die anfängliche Heiterkeit schließlich in grämliches Mißvergnügen. — E. S.

Musik.

Die italienischen „Stagionen“, wie sie früher in Deutschland einen wesentlichen Bestandteil des Opernlebens ausmachten, werden nun immer seltener und verlieren immer mehr von ihrer einflügeligen

spezifischen Schlagkraft. Die jetzt bei Kroll gastierende „Italienische Oper Marcella Sembrich“ würde ohne den Klang dieses Nachtigallenmangens wohl nicht einmal so viel Zuhörerhaftigkeit und Weisfall gefunden haben, wie sie, nach der zweiten Vorstellung vom Dienstag zu urteilen, trotz luxuriöser Preise gefunden hat. Es wurde Rossinis „Barbier von Sevilla“ gegeben. Wie dieses Werk sich aus lebensamer Opernkünstelei und lebensvollster musikalischer Dramatik zusammensetzt; wie neben der gestaltlosen „Rosine“ und ihrem ihr ähnlichen Grafen Almaviva ganz marlanie Charaktere stehen: so setzte sich auch die vorgestrichene Vorstellung aus Blutarmem, Langweiligem und aus Warmblütigem, Interessierendem zusammen und vereinigte alt Traditionelles mit selbständig Modernem. Es waren Italiener, die unmittelbar oder mittelbar von neuer deutscher Kunst manches gelernt haben. Vor allem war eins höchst dankenswert. Der „Barbier“ ist wie so viele andre Opern der älteren Zeit zusammengesetzt aus „geschlossenen Nummern“ einschließlich der vom Orchester begleiteten mehr gesunglicher Recitative einerseits und aus mehr sprachähnlichen Recitativen andererseits, die vom Klavier (und zwar dem damaligen Cembal oder Kießflügel) begleitet werden und trodene, „Secco“-Recitative heißen. Während nun z. B. Mozarts „Don Juan“ statt ihrer gesprochenen Stellen enthält und später von Richard Wagner diese durch Recitative ersetzt bekam, hat umgekehrt beim „Barbier“ der deutsche Uebersetzer Sprechausstritte eingefügt, die nach Belieben statt der Secco-Recitative gegeben werden können. In jener Vorstellung wurden, im Gegensatz zum hiesigen Gebrauch, auch diese Recitative gesungen, und die Künstler kamen mit ihnen gut zurecht. Namentlich der Sänger des alten Bartolo, Tavecchia, beherrschte diese Ausdrucksweise in gut dramatischem Sinn, ohne doch den Gesangston durch den Sprechton verdrängen zu lassen. Im übrigen war er vielleicht der beste Schauspieler unter allen, ein „Chargen“-zeichner ohne Uebertreibung und Possenhaftigkeit. Durch eine mächtige und trefflich verwendete Bassstimme zeichnete sich Arimondi als Bassio aus, und in der Titelrolle war Wensande nicht übel. Neben diesen temperamentvollen, wenn auch im gesanglichen Können wohl etwas ungleichmäÙig herausgekommenen und so eifrig kalten Tönen der Höhe zu haben. — In der Gesamtleistung störte das Weglassen mancher scenscher und sonstiger Einzelheiten, das vielleicht zu Gunsten der diesen Künstlern besonders eignen Geschicklichkeit des Duettgesangs geschah. —

Archäologisches.

— Eine antike Thonlampe befindet sich im Museum Lavigerie von Karthago, die eine merkwürdige biblische Darstellung zeigt. Man sieht, schreibt die „Münchener Allgemeine Zeitung“ drei junge Männer vor einer Herme stehen, während hinter der Herme sich noch ein härtiger Mann befindet. Der Kopf auf der Herme, durch das Herrscherabzeichen ausgezeichnet, ist, wie Anatole im „Nuovo Bullettino di archeologia Cristiana“ ausführt, der König Nebukadnezar, vor ihm stehen drei Juden, der härtige Mann aber ist der König in eigener Person. Die nächstliegende Deutung, man habe hier Nebukadnezar vor sich, wie er die drei Männer zur Verurteilung verurteilt, läßt sich darum nicht halten, weil der König beidemal den Heiligenschein über dem Haupte hat. Er ist also gewissermaßen selbst ein Heiliger, ein Vorbild für die Christen geworden. Damit hat man den bildlichen Ausdruck eines charakteristischen Zugs der afrikanischen Kirche gewonnen. Augustinus, der in seinem Gottesstaate mit Macht alle Nichtorthodoxen, die Juden, Heiden, Donatisten und andre Häretiker, bekämpfte, hatte sich in seinem Angriff auf die Kegerrichtung des Marcellinus von Rom unter andern auch des Königs Nebukadnezar bedient. Er rühmt an ihm, daß er, erschüttert durch die wunderbare Erhaltung der drei zum Feuertode verurtheilten Männer, aus einem Feinde zum Freund geworden sei und ein feierliches Edikt gegen die Gotteslästerer erlassen habe. Dies Lob hat der ungeübte Verfertiger jener Thonlampe in die bildliche Darstellung überseht, und zwar muß das Etwa gerade aus augustinischer Zeit stammen. Denn wenige Jahre später kam König Gaiserich mit den Vandalen ins Land und erhob das Christentum Arians zur Staatsreligion. Als aber einige orthodoxe Priester, um ihren Widerstand gegen den Kegerkönig auszudrücken, den König Nebukadnezar gewissermaßen als Schutzheiligen auf den Schild erhoben, da mußten sie dies, wie berichtet wird, mit der Verbannung büßen. —

Naturwissenschaftliches.

— Ueber Atmung und Atmungsorgane mit besonderer Berücksichtigung der wirbelloser Tiere, lautete das Thema, mit welchem der Kölner Verein zur Förderung des Naturhistorischen Museums am Freitag seinen dieswintlichen Vortragschluß eröffnete.

Der Vortragende, Herr Prof. Dr. Lemle, definierte zunächst den Vorgang der Atmung in organischen Körpern als eine Abgabe und Aufnahme von luftförmigen Stoffen, besonders Kohlenäure und Sauerstoff, durch welchen Vorgang sich bei den Tieren und beim Menschen die chemische Beschaffenheit der Nährflüssigkeit des Bluts ändert. Ohne diese ständige Auffrischung, die Aufnahme von Sauerstoff, würde das Blut bald außer Stande sein, die Organe des Körpers lebensfähig zu erhalten, vielmehr ein Absterben des animalischen Organismus eintreten. Der Zweck der Atmung ist, daß sie das von den Organen zurückströmende sauerstoffarme aber kohlenäurereiche Blut mit einem sauerstoffreichen und kohlenäurereichen Medium in Wechselwirkung bringt, so daß zwischen beiden Gasen durch Diffusion ein Ausgleich stattfindet. Als Atemmedium sind die Luft und das Wasser zu betrachten. Die Ausstattung gestattet einen lebhafteren Austausch der beiden Gase als die Wasseratmung, weshalb die erstere überall dort gefunden wird, wo ein größeres Sauerstoff- oder Atmungsbedürfnis vorhanden ist. Die niedrigsten Tiere (Protozoen, Amöben, Hohlthiere, Milben, Rädertierchen) besitzen für die Atmung, trotzdem für sie ein Bedürfnis besteht, kein besonderes Organ, sondern sie vollzieht sich an ihrer ganzen Körperoberfläche. Der Vortragende zeigt an mehreren, auf dem Projektionsschirm wiedergegebenen Amöben, wie diese einzelligen Tiere ihre Körperoberfläche durch Aussenden von Scheinsüßen beträchtlich vergrößern, eine Erscheinung, die, nach dem Redner, vornehmlich auf die Ermöglichung einer intensiveren Atmungsfähigkeit zurückzuführen ist. Bei den höher entwickelten Tieren unterscheidet man eine Lungen- oder Kiemen- und eine Tracheenatmung. Letztere findet sich bei den Insekten, Spinnen, TausendfüÙern usw. Die Tracheen sind dünne Röhren, die in der Haut mit einem Luftloch (Stigma) beginnen und sich dann in dem Körper der Tiere um deren Organe sehr fein verteilen. Die Zahl dieser Luftlöcher schwankt meist zwischen acht und zehn. Manche Tracheentiere pumpen sich vor dem Ausflug den Körper voll Luft, wofür das bekannteste Beispiel der MaifäÙer abgibt. In diesen Fällen sind an den Tracheen noch sehr viele Ballons angebracht. Auch diese verschiedenen Arten der Atmung führte der Vortragende in mehreren Lichtbildern vor. —

Humoristisches.

— Der Schusterjunge Meisterin: „Na, Karle, weil heute Dein Geburtstag is, schenke id Dir ooch fünf Pfennige.“ Schusterlehrling: „Aber Meestern, Sie hätten mir doch darauf erst vorbereiten sollen — ooch det Uebermaß der Freude kann töten.“

— Der große Piccolo. Gast: „Piccolo!“ Piccolo (herbeilehend): „Sie wünschen mein Herr?“ Gast: „Ich habe dem Piccolo gerufen, nicht Ihnen.“ Piccolo: „Entschuldigen Sie, ich bin der neue Piccolo.“ Gast: „Was, Piccolo? Sie sind ja schon das reinste Jagott!“

— Kindermund. Lieschen: „Mutter, warum weinst Du denn?“

Mutter: „O, ich habe viel Grund!“ Karl (Sohn eines Güterhändlers, gerade zum Besuch): „Wie viele Morgen, Tante?“ — (Weggend. hum. Bl.)

Notizen.

— Ein neues Schauspiel von Frank Wedekind „Marquis Keith“ erscheint demnächst bei Felix Bloch Erben in Berlin.

— Dora Dunder hat ein zweiaktiges Schauspiel „Im Schatten“ geschrieben, das demnächst im Berliner Theater aufgeführt werden wird.

— „La robe rouge“ von Brieur wird in diesem Winter auch vom Wiener Burgtheater aufgeführt werden.

— „Automobil“ betitelt sich ein neues Lustspiel von Alexander Engel und Victor Léon, das im November im Schauspielhaus in Scene gehen wird.

— Das unlängst gegründete deutsche Theater in Petersburg ist verkracht. Indessen hat sich bereits wieder ein neues deutsches Theater unter Leitung von Elise v. Schabetski aufgethan.

— Das neue Opernhaus (Kroll) wird im November „Manzell Angot“ von Lecocque bringen.

c. Shakespeares „Viel Lärm um Nichts“ liegt dem Libretto einer gleichnamigen Oper von Williers Stanford zu Grunde, die in der nächsten Spielzeit in Covent Garden-Oper in London aufgeführt werden wird.

— Der Nachlaß Moriz von Schwinds, der mehr als 200 Entwürfe des Meisters umfaßt, kommt am 31. Oktober bei Rudolph Leyle zur Versteigerung.

— Eine Anzahl junger schweizerischer Gelehrten befindet sich gegenwärtig auf der Spitze der Dole (Gipfel des Schweizer Juras, 1678 Meter), um daselbst die Länge des Meridians zu verifizieren; die Gelehrten gehören der schweizerischen Section der internationalen geodätischen Kommission an.